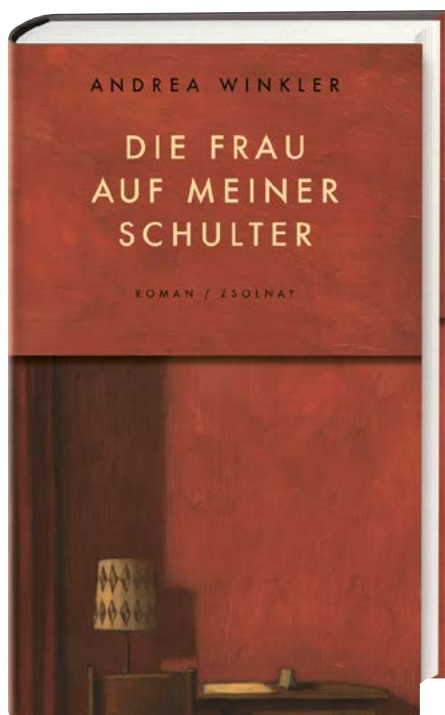


Leseprobe aus:
Andrea Winkler
Die Frau auf meiner Schulter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2018





Andrea Winkler

DIE FRAU
AUF MEINER
SCHULTER

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung
der Kulturabteilung der Stadt Wien und
des Landes Oberösterreich.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-552-05904-7

© 2018 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Autorenfoto: www.reinhardwinkler.at

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv © Friday June 25, McLaughlin, Ben
(Contemporary Artist)/Bridgeman Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

*Vor der Barke unter der Linde aber blieb ich stehen –
ein Stoß nur, und die Reise hinüber fängt an.*

3. JÄNNER

Nichts, nur ein Traum:

Josip sitzt auf dem offenen Rücksitz einer alten Postkutsche, die von vier Pferden in schnellem Galopp auf einen steilen Berg gezogen wird, und beugt seinen Kopf über ein Notizbuch, in das er Köpfe zeichnet; ich rufe ihm zu, dass Sommer ist und die Sonne scheint und Federwolken über den Himmel segeln. Sogar im Traum weiß ich, dass Josip mich nicht hören kann; ich aber rufe trotzdem. Eine Dogge schießt aus dem Wald und erschreckt mich mit ihrem Gebell so sehr, dass ich rücklings zu Boden falle und direkt in die Augen des kläffenden Hundes über mir schaue. Mir fällt nichts Besseres ein, als meine Hand auf den Mund zu legen. Die Dogge bricht vollkommen hemmungslos in Lachen aus, ich stimme ein, gegen die Ahnung, dass das Lachen nicht halten wird. Ich erwache, mitten im Lachen, von meiner eigenen Stimme: Josip trägt einen Schlafmantel, mitten im Sommer, auf dem Rücksitz einer Kutsche; was soll daraus werden?

5. JÄNNER

Der Schnee fällt und fällt; Jahre gab es keinen solchen Winter mehr. Kaum bog ich an den Schlitten fahrenden Kindern vorbei auf den Feldweg ab, wollte ich mich in den Schnee legen und langsam einschlafen; ich setzte meinen Spaziergang aber fort und ging weiter wie ein Mensch, der fest entschlossen ist, sich unter allen Umständen an ein paar Regeln des Alltags zu halten und, wenn während des Spaziergangs die Sehnsucht nach Schlafen im Schnee aufkommt, den Bäumen etwas

zuzuflüstern. Da ich bisher selten jemandem begegnete, mit dem ich mehr als einen Gruß wechsele, gab ich dem Verlangen nach Flüstern ungehemmt nach, ja, mehr noch, mir war, als antwortete ich damit auf das im Ort herrschende Einvernehmen darüber, dass Flüstern und Sprechen mit Bäumen, Gräsern und dem Wind keiner weiteren Erklärung bedarf und unbedingt anzuerkennen ist. Wer mag, kann sich auch auf eine der Brücken stellen und ein Gedicht rezitieren, im Vertrauen darauf, dass die Schwäne, die im Fluss selbst bei Minusgraden auf und ab treiben, schweigend mit den Köpfen nicken. Es muss im späten Sommer gewesen sein, dass ich eine Frau sah, die, einen weißen Sonnenschirm in der Hand hin und her drehend, etwa in der Mitte der Brücke stehen blieb und einem Unbekannten auf der nächsten Brücke zurief: *Bananen! Schamanen! Hörst du mich? Hörst du mich?* Es klang wie eine Sprechprobe für das Theaterstück, mit dem hier die Mitte des Sommers gefeiert wird. Sollte ich im nächsten noch hier sein und gemäß der alten Gepflogenheit weitergespielt werden, werde ich mich als Souffleuse bewerben. Aber wozu mir über die Zukunft Gedanken machen, solange ich beim Blick aus dem Fenster nur Weiß sehe? Wie schön das ist, wie unvergleichlich schön! Sogar der Postkasten ist vollkommen eingeschneit; kein Brief, weder gestern noch heute, noch in den sieben Monaten, die ich hier bin; keine Fragen danach, ob ich mich wohl befinde, wieder voller Tatendrang sei und erfüllt von der Bereitschaft, vernünftige Arbeit zu verrichten, ganz gemäß meinen zahlreichen Möglichkeiten. Ich verneige mich vor der Leere des Postkastens, in stiller Dankbarkeit. Ich verneige mich hier überhaupt so gern! Ja, sogar wenn ich die Teppiche in den Garten trage, mit Schnee bedecke und abreibe, auf dass ihre Farben in ursprünglicher Schönheit erstrahlen,

überkommt mich das Bedürfnis, eine kleine Verbeugung zu machen. Es ist so seltsam, was mit einem geschieht, wenn man lange genug allein ist; die Dinge fangen an, durchsichtig zu werden, wie von dem spröden Licht durchzogen, das an manchen Wintertagen aus den Wolken dringt, so anspruchslos, dass man sich darüber wundert, in seiner Zartheit noch nicht vergangen zu sein.

7. JÄNNER

Zeit, auf den Dachboden zu steigen, um nachzusehen, ob etwas da ist, womit ich mich unterhalten könnte! Ich habe eine wahre Schatztruhe gefunden, gefüllt mit alten Dokumenten, Telegrammen mit Hochzeitswünschen und einem Stapel alter Postkarten, eine davon aus einem alten Kurort und mit einer so regelmäßigen Handschrift, dass ich Lust bekam, sie abzuschreiben:

Lieber Friedrich,

ich denke an Dich, mehr als das fällt mir gar nicht ein, Dir zu schreiben. Dabei sah ich Dich gestern Nacht im Traum, ich sah Dich auf einem Weg, der auf einer Hochebene lag, einer Nebelwolke hinterhergehen, die Dich zu führen schien; zuerst dachte ich, Du würdest sie jeden Augenblick durchqueren, aber dann sah ich, dass sie, kaum warst Du knapp davor, in ihr zu verschwinden, vor Dir zurückwich. Es war ein überaus komischer Anblick! Du, wie mit einem Sprung in sie eintauchend, sie, wie mit einem Sprung, vor Dir fliehend. Eine geheimnisvolle Prozession, Ihr zwei! Sag, geht es Dir gut? Wenn nicht, komm hierher, es fehlt uns an nichts. Es grüßt Dich freundlich Dein Roland

Undenkbar, dass Friedrich in den Badeort gefahren ist, als ob er auf diese Weise seiner merkwürdigen Verbundenheit mit der Wolke hätte entrinnen können. Ob er bei seinen ständigen Sprüngen in sie hinein und doch nicht vorübergehend verrückt geworden ist? Was für eine Vorstellung, in der Weite der Landschaft so sehr mit dem Nebel vor Augen zu ringen, ohne ihn berühren zu können! Gewiss hat Friedrich deshalb sein Haus all jenen überlassen, »die aus der Zeit gefallen sind und dennoch in ihr bleiben«. Er wünscht uns allen, die wir hier für eine kurze oder lange Weile wohnen, gute Reise. Im Vertrag, den ich unterschrieben habe, als ich das Haus mietete, mit Sicherheit das merkwürdigste Dokument, unter das ich jemals meinen Namen setzte, steht es so. Ich sagte der Frau auf dem Gemeindeamt, dass ich noch nicht wüsste, wie lange ich bleiben werde, es hänge von vielen Dingen ab, über die es sich augenblicklich nicht lohne, nachzudenken; sicher aber sei, dass mein Geld eine Rolle spiele, nämlich wie lange es reiche. Sie sah mich etwas verdutzt an, vielleicht gebrauchte ich zu viele Worte. Dann drückte sie mir zwei Rattenköder in die Hand, einen für den Schuppen, einen für den Keller; eine Vorschrift der Gemeinde, gegen die selbst der tote Friedrich keinen Einwand machen kann. Seit ich hier bin, habe ich noch nie eine Maus gehört und auch im Keller keinerlei Spuren gefunden, die darauf hinweisen, dass sich hier welche tummeln. Manchmal höre ich in der Nacht etwas rascheln oder die Holztreppe knarren, aber ich kümmere mich nicht mehr darum als um die Träume, in deren Nachklang ich erwache und die ich, je nach Verlangen, notiere. Die ersten Wochen hier schlief ich und schlief, und wenn ich morgens erwachte und in den Garten ging, war mein Gehen mehr ein Taumeln. Ich legte mich in die Hängematte unter dem Kirschbaum und spähte in den

Himmel, der schweigsam durch die Äste brach und, wie mir schien, nichts weiter von mir wollte. Die Geschichte von einem Mann fiel mir ein, der sich, weitab von dem Ort, an dem er lebte, in ein Haus zurückzog und tage-, ja wochenlang nichts anderes tat, als von seiner Terrasse aus einen Punkt in der Ferne zu betrachten. Er wusste nicht, was es war, manchmal ein Leuchten, dann ein finsternes Wehen, aber er fühlte, dass es ihn anzog und er eines Tages, wenn er von der Krankheit genesen wäre, die ihn jetzt in den Liegestuhl zwang, dorthin aufbrechen würde. Am Ende, nachdem er sich einen Weg durch Wälder und durchs Gestrüpp gebahnt hatte, stieß er auf ein Haus, dessen Dach kaputt war und in dem ein anderer saß, der ihm erzählte, er lebe hier mit den Schatten, die die vorüberziehenden Wolken ins Zimmer warfen; allerdings wäre es wichtig, dass jemand das Dach reparieren helfe. Eine wunderbare Aussicht!

9. JÄNNER

Die Nachbarin, eine sehr ernste Person, die sonntags auf einem Fahrrad den Koffer ihres Sohnes zum Zug befördert, während er im Abstand von fünf Metern hinter ihr hergeht, hat Friedrich noch gekannt; er sei, erzählte sie mir, auf dem örtlichen Friedhof begraben. Der Friedhof liegt neben der Ruine, wo im Sommer Theater gespielt wird und Brot und Wein verkauft werden; der Weg dahin führt an einem Bahnhof vorbei, der keinen Schalterbeamten mehr beschäftigt, dafür aber über dem Tor ein Schild baumeln lässt, auf dem in großen, alten Lettern BAHNHOF zu lesen ist. Alle Züge, die hier im Bedarfsfall halten, bestehen aus einem einzigen Waggon, ausgestattet mit einem Automaten, bei dem ich jederzeit eine Fahrkarte lösen kann, und Fenstern, die sich öffnen lassen, falls ich

meinen Kopf hinausstrecken mag, wie in vergangenen Tagen. Wann immer ich will, kann ich von hier fortfahren, irgendwohin! Vorläufig aber trage ich einen von Friedrichs Gehstöcken zu seinem Grab und flüstere einen Gruß dazu. Wird sich nicht einer, der sein Haus niemandem aus dem engen Kreis seiner Blutsverwandten überlässt, sondern Menschen wie mir, die unter dem Kirschbaum dem Himmel für seine Wunschlosigkeit danken, als empfänglich erweisen? Lieber Friedrich, ich freue mich sehr über die Dinge, die aus Ihrer Zeit hier noch da sind, verwahrt in einer alten Truhe auf dem Dachboden und, wie ich nun auch entdeckt habe, in einem der Schränke im Keller. Was haben Sie für eine außerordentliche Menge an Gehstöcken und Regenschirmen besessen! Dass man auch, wenn man über all diese festen Gegenstände verfügt, so sehr aus der Zeit fallen kann. Vielleicht brauche ich sie im Frühling oder aber spätestens kommenden Herbst; sie sind ein Segen für mich, denn ich neige seit jeher dazu, Regenschirme bereits am ersten Tag, an dem ich sie mir zulege, irgendwo zu vergessen. Eine der Postkarten, die Sie von Roland erhalten haben, habe ich abgeschrieben, auf dass die Wolke, der Sie in Rolands Traum folgen, über meinen leeren Schreibtisch wacht, an dem ich kaum sitze. Das ist beinahe so schön wie das stille Gespräch mit den Gräsern, das ich hier wiederentdecke, und das Wiederholen eines Gedichts, das mir auf den Lippen liegt – lauter unnütze Handlungen, zu nichts da, als sogleich wieder vergessen zu werden.

11. JÄNNER

Ein merkwürdiger Traum: Ich fahre mit andern, die mir nur vom Sehen bekannt, in Wahrheit also unbekannt sind, in einem Aufzug und werde von der Menge, die da um mich ist, mitgerissen in einen Saal voller besetzter Sesselreihen. Ein Mann, der sehr unglücklich aussieht, hält einen Vortrag über das Sterben, in einer Art, als liefe er im Sprechen einen Berg hinauf, dem seine Kondition nicht gewachsen ist. Keine Pause, kein Innehalten – wie eben heute so gern gesprochen wird. Eine Frau, schwer und leicht zugleich, setzt sich auf meinen Schoß und ruft: Das ist alles so neu für mich, so vollkommen neu für mich! Es überwältigt mich so, überwältigt mich so ... Sie schluchzt auf, ich wühle in meinem Rucksack nach einem Taschentuch und drücke es ihr in die Hand. Der Vortragende fährt unbeirrt fort; er spricht und spricht, als hätte sich nichts gerührt, und dies in einer Gleichgültigkeit, die mich beinahe unsicher darüber werden lässt, ob der Mensch auf meinem Schoß tatsächlich zugegen ist. Ist er ein Traum? Ich greife nach ihm, er weint. Ich flüstere der Unbekannten ins Ohr, dass es einen geheimen Weg gäbe, der von hier fortführt, allerdings an dem Vortragenden vorbei, ganz nah, ganz nah. Augenblicklich schrumpft die Frau und setzt sich auf meine Schulter. Wir bewegen uns langsam in die Richtung des Vortragenden, dessen Worte immer leiser werden, je näher wir kommen. Am Ende bewegt er nur noch seine Lippen, ohne dass ihnen ein Laut entschlüpft, wobei sein Gesicht immer heller und heller wird und Josips Züge darin zum Vorschein kommen. Josip, sage ich, wir müssen durch dich hindurchgehen, lass uns! Josip lacht, und ich wache auf.

13. JÄNNER

Mittlerweile, da der Fluss fast ganz zugefroren ist, sind den Schwänen nur ein paar kleine Stellen übrig geblieben, wo sie ungestört mit ihren Flügeln schlagen und ihre Köpfe unter Wasser tauchen können. Bei geschlossenen Augen konnte ich hören, wie der Wind die von Reif überzogenen Weidenzweige aneinanderrieb und einen Hauch Schnee übers Eis blies. Es kam mir vor wie früher, das heißt, wie zu einer Zeit, die es nie gegeben hat oder aber immer gibt, was wohl letztlich auf dasselbe hinausläuft. Werden nicht in solcher Zeit Weisungen, die offenkundig keinen Sinn ergeben, stillschweigend übergangen und von niemandem befolgt? Ich ging mit gutem Beispiel voran, indem ich mich, in Mantel und Decke gehüllt, in einen der Liegestühle am Fluss legte, die ausschließlich den Gästen des Rehabilitationszentrums vorbehalten sind. Mein Gesicht streckte ich der Sonne entgegen, als wäre ich ein Kurgast und meine Versicherung hätte dafür bezahlt. Was für ein Anblick, wenn die Rekonvaleszenten aus dem Hotel in den Park spazieren und einander ihre Geschichten ins Ohr flüstern, Geschichten von kranken und krankmachenden Vorgesetzten, von dem Bedürfnis, am Abend die Fernbedienung des Fernsehers zu zertrümmern oder aber morgens nicht mehr aufzustehen. Plötzlich kam ich ins Gespräch: »Sie liegen hier immer herum, als wüssten Sie überhaupt nicht, was ein Problem ist.« Ich schien die Fremde zu empören. »Abgesehen davon, dass engste Angehörige verstorben sind, meine Freunde mir abhandengekommen sind und ich keinen Sinn in der Arbeit sehe, die ich immer geliebt habe, geht es mir gut.« – »Oh, mein Name ist Olenka, Sängerin ohne Engagement.« – »Martha, freut mich, seit geraumer Zeit außerhalb der Erwerbstätigkeit mäßig beschäftigt.« Olenka wählte den Liegestuhl neben

mir und zündete sich eine Zigarette an; sie goss mir aus ihrer Thermoskanne einen Becher mit heißem Wein ein, den sie, ebenfalls gegen die Vorschrift des Kurhauses, mit sich herumtrug. Wir prosteten uns zu, tranken schweigend und schauten auf die Eisschollen, über die die Enten hüpfen.

15. JÄNNER

Bis auf die Postkarten, die Friedrich erhielt, habe ich kaum etwas gelesen, seit ich hier bin, nicht einmal eine Zeitung. Was macht es? Wenn die Welt es in Jahrtausenden im Wesentlichen nicht geschafft hat, sich zu verändern, ist nicht davon auszugehen, dass sie es in den vergangenen fünf Monaten getan hat, nur weil es dem Himmel gefällt, mich in Ruhe zu lassen, und ich einem Toten Grüße schicke. Wohne ich nicht in seinem Haus? Wohnt nicht jeder im Haus eines Toten? Immerhin führe ich eine Art innere Liste über meine alltäglichen Handlungen, ich stehe auf, wie jeder Mensch es tut, ich schlafe, mehr oder weniger gut, ich träume, manchmal von Josip; ich gehe spazieren, koche mir zu essen, wasche das Geschirr und reinige die Teppiche im Schnee. Manchmal will etwas in mir bersten, und ich möchte mit einem Schlag ein Brett in der Mitte zerspalten. Tief in meinem Ohr vernehme ich einen Laut, der sich überallhin ausdehnen will; ich verlasse den gespurten Waldweg, wate knietief durch den Schnee und begreife nicht, dass ich glücklich bin. Warum nur? Alles ist doppelt in mir und will ein einziges Lied daraus singen.

17. JÄNNER

Immer noch Schnee, Schnee und nichts als Schnee rund um das Haus: Ich nahm einen andern als die bereits bekannten Wege aus dem Ort hinaus und stieg in schmalen Serpentinaugen den Berg hinauf, zu einer kleinen überdachten Aussichtsplattform, von wo es aussieht, als strömten unten im Fluss die sich lösenden Eisschollen aufwärts. Es war am Ufer kaum jemand zu sehen, der sich in die eine oder andere Richtung bewegte, die Liegestühle schienen unberührt, und selbst das in kleinen Rabatten aus der Schneedecke ragende, sich üblicherweise hin und her wiegende Schilf stand still. Ein paar Vögel sangen, und über mir zog ein Schwarm Krähen über den Himmel. Als ich mich umdrehte, war mir zumute, als käme der Weg, der sich vor mir durch den Wald zog und sich weit aufs Feld hinausstreckte, mir entgegen, nicht ich ihm, ebenso die Haselnuss- und Hagebuttensträucher, die ihn säumten, und die Bänke, auf denen jetzt niemand saß. Alles war nur dazu da, mir entgegenzugehen! Es folgten Gräser, die sich unter transparentem Eis reglos in die Höhe streckten, unbewohnte Höfe mit geheimnisvollen Toren und ein Friedhof hinter einer kleinen Kirche, auf dem eine alte Dame mit einer übergroßen Pelzmütze Wasser aus einer Gießkanne auf ein mit Schnee bedecktes Grab goss. Sie fragte mich, ob ich wüsste, welcher Tag heute sei; ich antwortete, ich glaube, es sei Donnerstag. Sie meinte, ich irre mich, es sei sicher Samstag, es mache aber nichts, es sei das Recht eines Menschen, sich zu irren; sie kenne niemanden, der nicht mindestens einmal im Leben einem schweren Irrtum aufgesessen sei; ich fürchte, rief ich ihr winkend zu, bei mir habe sich dieser Vorgang hartnäckig wiederholt. Sie bedeutete mir, noch einmal näher zu kommen. »Sagen Sie mir bitte, welchen Tag wir heute haben?« Ich

wiederholte, dass Donnerstag sei, woraufhin sie traurig nickte und sagte, dass sie dann noch zwei Tage warten müsse, bis sie das Grab wieder pflegen könne. »Aber nein, bestimmt können Sie das auch heute und morgen tun.« – Sie antwortete, dass ich mich irre, aber es mache nichts, wir Menschen können gar nicht anders, als zu irren. Dennoch sei es wichtig, dass ich begreife, dass man die Blumen auf dem Grab eines Menschen, von dem man nur noch kurze Zeit getrennt sei, nicht am Donnerstag, sondern am Samstag gieße.

19. JÄNNER

Der Briefträger läutete, er brachte einen nachgesandten Brief:

Liebe Martha!

Ich schreibe Dir, ohne genau zu wissen, weshalb; das heißt, im Grunde weiß ich nicht genau, was ich Dir wirklich sagen will. Die Sache ist die, dass ich vor kurzem umzog und mir, als ich die Bücher aus dem Regal in den Karton stellte, eines in die Hände fiel, das Du mir geschenkt hast. Wie lange ist es her, dass wir einander nicht mehr gesehen haben? Sieben Jahre oder noch länger? Manchmal träume ich von Dir, aber Du weißt ja, dass ich alles so schnell wieder vergesse und zu faul bin, etwas aufzuschreiben. Nach wie vor macht mich die Vorstellung, dass ich irgendwo und irgendwann meinen Notizen begegne, eher nervös; am liebsten möchte ich gar nichts um mich haben, das mich an mich selbst erinnert, an all die unsinnigen Gedanken, die mir durch den Kopf gehen, und die Handlungen, die ich besser hätte unterlassen sollen. Du siehst, ich habe mich wenig verändert, will aber nach wie vor die Welt verändern. Keine gute Ausgangslage! Meinen Söhnen geht es übrigens gut, sie wachsen heran und mir schon fast über den Kopf; sie werden wohl bald

ausfliegen. Schon merkwürdig, dass das Erfreulichste, was man dem Leben gibt, eben das ist, was man von diesem einfach nur nimmt. Wozu die ganze Anstrengung? Und Du – was ist mit Dir? Wo bist Du? Warum haben wir uns aus den Augen verloren; warum ist unser Kontakt abgerissen? Warum stelle ich alle diese Fragen? Und, und, und – liebe Grüße, Benjamin

Ich ging mit dem Brief in der Hand von Zimmer zu Zimmer, etwa dreimal durch das ganze Haus; ich legte ihn auf das Regal zu den kleinen Bildern meiner toten Verwandten und Freunde, ich zog Mantel und Stiefel an und spazierte zur Ruine hinauf, als käme es nur darauf an, von höher oben auf den Fluss zu schauen, von dessen Rand sich das Eis abzustoßen schien, um weiterzuschwimmen. Der Zug piffte in den Ort, hielt an und fuhr weiter, die vier Aussteigenden entfernten sich in alle Himmelsrichtungen, und ich stand da und zuckte mit den Schultern.

21. JÄNNER

Nichts, nur ein Traum:

Josip tritt auf die Veranda eines großen, alten, unbewohnt wirkenden Hauses. Er trägt schon wieder einen Schlafmantel und erinnert mich bereits im Traum an eine Gestalt, die mir vor Jahren in einem Buch unterkam, wo sie den gelangweilten und verschlossenen Gefährten eines Taugenichts abgab, der keinen Anstoß daran nahm, nie zu begreifen, was vor sich ging. Josip nimmt ein Opernglas aus der Manteltasche und fixiert einen Punkt in der nahen Ferne, wo ein ungeheures Gewirr unter einer Menge Menschen entsteht und einer auf den andern mit solcher Wucht einschlägt, dass ich Knochen brechen höre und Aufhören! Aufhören! schreie. Josip

wendet sich mit einem gänzlich reglosen Gesicht zu mir und sagt, ich fühle nichts, überhaupt nichts, ist das seltsam? Bin ich tot und weiß es nicht? Er drückt mir das Opernglas in die Hand und bittet mich, darauf achtzugeben, bis er wiederkomme; ich erwidere, dass ich keine Verwendung dafür haben werde, es aber, wenn ihm das recht sei, in mein Regal stelle, zur Erinnerung.

22. JÄNNER

Es gibt im Ort kein eigenständiges Postamt mehr, aber der Gemischtwarenhandlung ist eine Trafik angeschlossen, bei der man Briefe und Pakete aufgeben und alles erwerben kann, was ein Mensch braucht, der sich einem andern mitteilen will. Ist es nicht verblüffend, dass man all diese Dinge noch nicht gänzlich verramscht hat, ebenso verblüffend wie die Tatsache, dass hier noch ein Zug verkehrt, obwohl immer nur eine Handvoll Menschen ein- und aussteigt? Noch heute werde ich meine Zeilen dahin tragen.

Lieber Benjamin,